

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 3 (1899-1900)
Heft: 11

Artikel: Der Landaufenthalt [Schluss folgt]
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665502>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Landaufenthalt.

Von Rudolf Kelterborn, Basel. *)

I.

Elias Ewigmeier war ein Mann, vor dem sich niemand zu fürchten brauchte; seine glattgefämmten Haare zeugten von friedlicher Gesinnung, seine Zeugschuhe von sanftem Charakter, und die Ueberärmel, die er im Bureau zu tragen pflegte, von einem braven Hausvater. Er gab auch in der Tat keinen Batzen mehr Geld aus, als was ihm Frau Rosine, geborne Mulibus, in Gestalt eines Wochengeldes zukommen ließ, und das geschah etwa neunundvierzigmal im Jahr; denn über die Charwoche kriegt er so wie so nichts, weil es Frau Rosine jedesmal vergaß und er sich nicht getraute, eine Bittschrift einzureichen, und sonst wußte sie ihn ein- oder zweimal drum zu bringen, indem sie ihm das Wochengeld in der ersten Zeit am Montag, später je am Dienstag, dann am Mittwoch verabfolgte, so daß er jeweilen um etwas zu kurz kam.

Die und keine andere war es, die eines schönen Sommertages einen Landaufenthalt antrat, welchem wir unsern menschenfreundlichen Anteil schenken wollen.

Der Badeort, in welchem unsere Idylle sich abspielt, war keiner von denen, wo gewichste Kellner aller Gemütlichkeit Hohn sprechen und wo man im eigenen Vaterlande kein vaterländisch Wort mehr hört, sondern nur Garçondeutsch und Portiersfranzösisch; nein, in Gänswyl ging es noch gemütlich zu; da figurierten seit Jahren der Gäudursli und das Wälderlesi als Dienerschaft, und beide waren viel zu bescheiden, als

*) Rudolf Kelterborn, aus dessen neuestem Werk „Sechs humoristische Novellen“ (Bern, Verlag von Neukomm und Zimmermann) wir vorliegende Probe geben, steht in der vordersten Reihe der gegenwärtigen schweizerischen Humoristen. Es muß Einer ein kurioser Kauz sein, wenn er aus den Verkehrtheiten der Verhältnisse und Personen, welche uns hier oder in der Gründungsnovalle „Lorenz, der Stadtpoet“, in „Das Sommertheater“, „Reiselehrlinge“, „Sebastian Kinderlob“ nicht brüderlichen Anteil nimmt; nur ein Pharisaer kann sich brüsten, er habe nichts mit ihnen gemein, er sei nicht durch ein geheimes Fäddchen mit ihrer seltsamen Narrheit, ihren drolligen Schwächen verbunden. So fern uns die Figuren anfänglich stehen, lebt man sich dank der gegenständlichen, von einer Unmenge von realistischen Einfällen strohenden Schilderung allmälig in sie hinein; man wird mit ihnen verkehrt und der Leser gibt ihnen beim Abschied jenen lieblichen Versöhnungskuß, der uns die Einsicht in die Wesensverwandtschaft aller geistigen Kreaturen entlockt. — Neben einer Anzahl Lustspiele hat Kelterborn ein stimmungsvolles Idyll in Hexametern, „Joseph und Gretchen“, geschrieben, dessen sonnige Bilder bei seinem Erscheinen im Jahre 1871 von den Schatten des Krieges bedeckt wurden. Es ist heute noch so frisch wie ehedem und verdient sehr gelesen zu werden. (Die Red.)

dass sie je in ihrem Leben ein fremdländisch Wort über die Lippen gebracht hätten. Der Gäudursli besorgte als Wagenlenker die Ankunft und Abfahrt der Gäste, er servierte ihnen hemdärmlig die warme Kuhmilch, er fungierte als Stiefelpützer, er half selbst Sonntags bei der Tafel, wenn Not an Mann ging; das Wälderliesi hielt die Fremdenzimmer in Ordnung; es arbeitete im Gemüsegarten, in Keller und Küche, allethalben, wo Frau Röhrlein, die Wirtin, nicht alles selbst bewältigen konnte.

Diese letztere war eine überaus tätige Frau, und sie hätte täglich noch viel mehr Arbeit bewältigt, wenn der Herr Gemahl ihr nicht immer auf Schritt und Tritt im Wege gestanden hätte. Röhrlein hatte eigentlich vor Zeiten und laut Zivilstand einen andern Namen; erst seitdem er einmal volle vierzehn Tage in der ganzen Nachbarschaft herumgereist war, um von irgend einem guten Freund einen alten Flintenlauf umsonst zu bekommen, und seitdem er diesen Flintenlauf mit unglaublicher Arbeit in eine Brunnenröhre verwandelt, worüber großer Haussstreit entstund, erst seither hieß er Meister Röhrlein und galt als der Pfiffigste weit umher. Nur nicht bei seiner Frau, denn die behauptete, er habe auf seiner Kunstreise so viel Wein die Gurgel hinuntergejagt, als seither Wasser aus der neumodischen Röhre laufe; man hätte für das Geld die schönste messingene haben können.

Doch lehren wir zu Madame Ewigmeier, geborne Mulibus, zurück. Wie schon so manches Jahr, so hatte sie auch diesmal zu ihrer und ihres daheimbleibenden Mannes Erholung den Aufenthalt nach Gänswyl verlegt, erstens, weil es da nicht gar so unerschwinglich teuer war, zweitens aber, weil der Herr Gemahl jeden Sonntag per pedes apostolorum von der Stadt da hinauspazieren und allerlei Nötiges hin- und herschleppen konnte, wodurch man abermals, abgesehen von der gesunden Bewegung in Gottes freier Natur, manchen Bazen ersparte. Der Frau Ewigmeier war nämlich nichts mehr zuwider als unnütze Ausgaben; ihrem Manne ebenso, und er wußte warum.

Gäudursli hatte mit dem altertümlichen Chaislein, das ein breitleibiger Ackergaul mit Troddelfüßen klappernd dahersührte, die werte Madame in der Stadt abgeholt, und sie fühlte sich nicht wenig, so solo durch die Landschaft fahrend, besonders wenn sie durchs Rückfensterlein alle fünf Minuten auf die hinten aufgebundenen Koffer und Hutschachteln und auf den neben Dursli auf dem Bordersitz plazierten Korb schaute, woran man doch merken mußte, dass sie eine Frau aus guter Familie sei. Dursli wußte haarscharf, dass es absolut überflüssig wäre, bei Wirtshäusern vorüber langsamer zu fahren; so sehr auch der Schimmel zum Haltmachen geneigt

war, er wurde regelmä^ßig durch einen Zwider des Wagenlenkers zu muntrer Ausdauer ermahnt.

Endlich, da man vor dem Badehotel zu Gänswyl hielt und Meister Röhrlein den werten Gast in Empfang und die Hutschachteln auf den Arm nahm, da wurde der gute Dursli für seinen halbtägigen Dienst mit der Hoffnung getröstet, man werde später noch ein Wörtchen mit einander zu reden haben, der Dursli kenne ja die Frau Ewigmeierin seit Jahren. Es habe keine Gefahr, sagte dieser kurz und weise.

Anders benahm sich die Neuankommene beim Eintritt ins Haus, da sie von der Wirtin und bald darauf von der Wälderlesi begrüßt wurde; beiden gab sie unter vielen schönen Redensarten ein Geschenk, der ersten städtisches Backwerk zum Kaffee und der letztern ein schönes rotes Halstuch. Und das war wohlgetan, denn wiewohl sich Frau Röhrlein aus mancherlei Gründen im letzten Sommer verschworen hatte, der Ewigmeierin das geringste Zimmer anzusprechen, so konnte sie auf solche Aufmerksamkeit doch nicht anders, sie mußte eines der besten öffnen. So auch Liesi; sie war nun schon mehrere Jahre ohne Trinkgeld ausgegangen und wollte es die Hauserin fühlen lassen, aber beim Anblick des schönen roten Halstuches fasste das Mädchen wieder Mut und beschloß, recht eifrig zu sein im Dienste der Gestrengen.

Wer wird daran zweifeln, daß die sämtlichen Gäste um Frau Ewigmeier wie der Sterne Chor um die Sonne ein harmonisches Ganzes bildeten? Wer wird nicht zugeben, daß sie während vier Wochen vom Frühstück mit Butter und Honig bis zum Abendessen, das dreimal in der Woche aus gekochten Zwetschgen und Gierspeise bestand, ein idyllisches Dasein führten, ländlich harmlos, städtisch gebildet? Es gibt eben nur ein Gänswyl! Zählen wir nicht alle die Frauen, Jungfrauen und Witwen auf, die da zum plauderreichen Mahl zusammensaßen oder auf den verschiedenen Gartenbänklein der Einsamkeit pflegten; wo wir aber einer unter ihnen begegnen, sei es beim Dursli im Kühlstall, wenn er die schäumende Milch kredenzt, oder in der Küche bei Frau Röhrlein, wenn sie Samstags einen Hahn rupft, immer werden wir uns in dieser Gesellschaft heimisch fühlen. Es gibt eben nur ein Gänswyl!

Wie die Hühner zusammenströmen, wenn die Bäuerin das Futter streut, so konzentrierten sich die Frauen immer wieder um die Mittagsstunde; und wenn die Egglocke erschallte, war keine mehr fern von der Haustür; nur der guten Manier wegen tat man etwas langsam und war verwundert, daß es schon so spät sei. Doch eine von den Damen machte hie und da eine Ausnahme, und das war Frau Ewigmeier; die war aber auch nicht mit einem gewöhnlichen Haushuhn, sondern mit einem Perl-

huhn zu vergleichen. Wenn nämlich Forellen auf den Tisch kamen, und das war ja leicht im Verlaufe des Vormittags zu erspähen, so kam Rosine zuverlässig als Nachzüglerin. Man mußte ihr dann nachservieren und so kam sie mit guter Art zu einem ganzen Fisch, während die andern mit einem Schwänzlein oder Köpflein vorlieb nehmen mußten.

Frau Ewigmeier stand überhaupt seit Jahr und Tag im Ruf einer besonderen Spezialität von Klugheit; auch bei der Wirtin war sie so angeschrieben, und Dursli sowohl als Liesi hatten nicht wenig davon zu plaudern.

Man sah es daher allenthalben nicht ungern, wenn die Tischgenossenschaft von Zeit zu Zeit einen Anlauf nahm, um die Ausübung dieser absonderlichen Klugheit etwas zu erschweren. Fast täglich gab es kleine Aventuren, und das war gut, denn die Friedensfeste nach Ablauf der kriegerischen Unternehmungen waren dann gleichsam ein duftender Früchedessert nach einem nahrhaften, wohlgewürzten Mahle.

Man war an die ökonomischen Bestrebungen der Hauptperson des Bades schon so gewöhnt, daß man kaum mehr davon sprach, wenn sie wieder einmal mit schweren Taschen voll aufgelesenen Obstes von ihren Streifzügen heimkehrte; ja man redete nicht einmal sehr viel davon, wenn sie armen Dorffindern mit höchst sittlicher Empörung einige Nöpfel abgenommen, die dieselben am unrechten Orte zu sich gesteckt hatten; aber ein ganz unerwarteter Fall gab denn doch Anlaß zu mehrtägigen Gesprächen. Man machte ein Pfänderspiel, und der Zufall wollte, daß die Fehlbaren sollten zu Papier gebracht werden. Man fragte, wer einen Bleistift bei sich führe. Zwei Frauen waren im Besitz eines solchen, Frau Ewigmeier und Frau Lazarus, eines Sigristen Gattin. Der Zufall wollte es nun, daß beides schwarzlackierte Bleistifte waren und zwar kaum fingerlang, schlecht genug gespitzte Stümplein, wie sie im Strickbeutel älterer Damen vorzukommen pflegen. Kaum waren fünf Minuten verflossen, als man nicht mehr wußte, welches Stümplein der Frau Ewigmeier und welches der Frau Lazarus gehöre; in edlem Wetstreit beanspruchte jede das kürzere. Des Sigristen Gattin glaubte da plötzlich den gordischen Knoten zu durchhauen, indem sie triumphierend erklärte: „Mein Bleistift muß ein Zeichen tragen, einen Einschnitt am ungespitzten Ende!“ Aber wehe, wehe! Alle beide trugen dasselbe Zeichen. Frau Lazarus ward rot und Frau Ewigmeier blaß. Die letztere verwirrte sich in unverständlichen Reden, gab ein Unwohlsein vor und eilte auf ihr Zimmer.

Drunter ging der Tanz los. Madame Lazarus schaute der Fliehenden nach mit einem Blick voll unergründeter Menschenkenntnis; alle schwiegen. Frau Lazarus ließ sie schweigen und schwieg selbst noch ein wenig, um

die Spannung außs höchste zu steigern. Dann folgte ein langes, langes Sopransolo, das nur hie und da von einem Gemurmel des Erstaunens unterbrochen wurde. Der Text zu dieser Melodie war in Kürze folgender:

„Wenigstens zehn Jahre sind es, daß meinem Manne die Trauerurnenbleistifte wegkommen. Jedesmal legt er zwei, drei hin, und es vergeht kein Monat, daß nicht eines entwendet wird. Und wer hat sie gestohlen? Der Ewigmeier! Nein, nicht er, seine Frau, denn sie hat's ihm befohlen, und er muß ihr untertan sein wie ein Sklave seinem Türk. Seit vergangenem Hornung machen wir ein Zeichen an jeden Bleistift; da sieht man's noch, den Einschnitt, ich selbst hab's gemacht, weil ich die Finte ersonnen; meinem Manne siele ja so etwas zeit seines Lebens nicht ein. Wissen sie nun, liebe Frauen, warum es der Ewigmeierin übel geworden, warum sie hinaufging?“

Daß die ertappte Nebeltäterin augenblicklich alles haarscharf wußte, das war begreiflich; stand sie doch oben am offenen Fenster auf der Lauer. Es war ihr so schwül, daß sie meinte, es müsse jeden Augenblick ein Gewitter losbrechen, nur hätte sie am liebsten selbst gedonnert und geblitzt.

II.

Die Stadt, welche Elias und Rosine Ewigmeier zu ihren Mitbürgern zählt, hat ein Weinhaus und das hat den Titel „Zum grünen Affen.“ Hier war es, wo Freund Elias die seligsten Stunden seines Lebens verlebte, nämlich frei von Arbeit und Sorge, frei auch von den Aufmerksamkeiten der Gemahlin, im Kreise seiner Freunde jeden Mittwoch und Samstag Abend. Das Einzige, was ihn hier an seine Frau erinnerte, war allenfalls das blaue, baumwollene Taschentuch, das er auf ihr Geheiß, um den Rock zu schonen, pflichtschuldigst unter den linken Elbogen schob.

Im „Grünen Affen“ war denn auch der Kriegsplan von Elias vorgelegt und von den Freunden genehmigt worden, daß man am ersten schönen Sonntag eine Fußreise unternehmen wolle, und diese solle kein anderes Ziel haben als Gänswyl, wo man Frau Ewigmeier begrüßen werde. Die drei Freunde, Cyprian, Hinkeldei und Knops, waren untadelhafte Ehrenmänner und über das hinaus hatten sie viele gute Eigenchaften, die nicht so sehr in die Augen fielen; sie hatten vor allem jeder Nachsicht mit seinen oder des andern Schwächen, und wenn auf einem Spaziergang ein Einziger von Durst sprach, so machten sich die drei andern nicht breit mit ihrer Majorität, sondern sie empfanden Mitleidsdurst und suchten dem Nebel nach Kräften abzuholzen; und wenn der eine

sagte: „Wir wollen uns die Lungen nicht aus dem Leibe reißen!“ so blieben die drei andern ordentlich stehen, betrachteten den Sonnenuntergang oder einen toten Maulwurf oder was gerade am Wege war.

Mußte Elias sich nicht glücklich fühlen unter solchen Genossen? In dieser Gesellschaft konnte er ganz anders den Mann spielen, wenn er in Gänswyl unter Rosinens Augen trat. Daheim hatte er einen erschrecklichen Respekt vor ihr, und seine Freunde wußten es und kannten seine Schwäche und seiner Geliebten Stärke; doch um des lieben Friedens willen neckten sie ihn nie, sie gaben sich sogar das Ansehen, ihm haarscharf alles zu glauben, wenn er berichtete, wie er ihr in diesem und jenem Stück energisch entgegengetreten sei. Als er einst den Strohhut bis in den November hinein tragen mußte, da war Hinkeldei so opferfreudig, daß er den seinigen auch nicht eher ablegte, als bis Frau Ewigmeier mit dem Filzhut einverstanden war.

In Gänswyl war am Sonntag auch ein regeres Leben als gewöhnlich. Der schöne Sommermorgen ließ erwarten, daß Gäste aus der Stadt eintreffen würden; die Frauen begaben sich also in höhern Staat, und Wirt und Wirtin bereiteten eine längere Tafel als an andern Tagen; zum Assistieren in Küche und Keller erhielt Liesi noch zwei Mädchen aus dem Dorfe, denen man in aller Eile noch die nötige Wirtspraxis eindrillte.

Frau Ewigmeier hatte sich über Nacht die Bleistiftaffaire und ihre möglichen Folgen zurechtgelegt; es ärgerte sie nun fast zu Tode, daß sie so sehr die Fassung verloren hatte; sie war entschlossen, heute mehr Taktik zu entwickeln und ernannte in ihrem Herzen den treuen Elias zum Chef des Generalstabs, der die Suppe aussessen sollte.

Infolge dieser Nebereinkunft mit sich selbst, der sich der Gemahl willenlos zu fügen hatte, schien sie, wieder in die Gesellschaft sich einmischend, den gestrigen Vorfall gänzlich vergessen zu haben; auch die andern Frauen taten, als wüßten sie von nichts.

Kurze Zeit vor der Mittagsstunde sah man, da das Haus etwas hoch lag und eine weite Feldstrecke beherrschte, vier hemdärmelige Gestalten heranwanken, den Strohhut auf erhob'nem Stock, das Schnupftuch häufig an der glühenden Stirn. Allmählich erkannte man die Einzelnen; die Begrüßung machte ihre Stadien durch vom Tücherschwenken und Zurruf bis zum Händedruck, dem von Seiten der Frau Ewigmeier sofort die liebevolle Ermahnung folgte, nun die Krawatte wieder zu knüpfen und den Rock anzuziehen, wie es sich für eine noble Badegesellschaft schicke. Elias wollte sich fügen, aber Cyprian kommandierte lachend: „Du wirst doch kein solcher Narr sein und bei der afrikanischen Bruthitze ersticken wollen?“ Hinkeldei ergänzte: „Das ist ja nun alles einerlei, aber wo

bleibt nur Meister Röhrlein, ich hab' ja einen Durst wie die Männer im Feuerofen!"

Ohne das Haus zu betreten, setzten sich alle, wo nur ein Plätzchen zu finden war, und das Blasen und Keuchen schien erst recht beginnen zu wollen.

Der zur Begrüßung herauseilende Röhrlein wurde von den dreien schleunigst wieder ins Haus getrieben, er solle sich nur gar nicht zeigen, ohne etwas Trinkbares mitzubringen, durftig seien sie alle wie Schulmeister.

Das Gewünschteste stand bald da, die Gesichter der Freunde strahlten vor Behagen; Elias schaute auf Rosinen und diese auf ihn. Dann meinte sie, doch in ganz mildem, liebevollem Tone: „Du weißt ja, wie du dich immer verderbst, wenn du“

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als sie vernahm, wie Knops erklärte: „Diese Flasche ist nun meine Sache, ihr habt unterwegs im Rößlein bezahlt.“

Sofort änderte Frau Ewigmeier ihr Manöver und sprach: „Oder trink in Gottes Namen mit, es wird ja nicht gleich ans Leben gehen.“ Hatte er hier nichts zu bezahlen und war er vorher im Rößlein so ein Tor gewesen, den Generosen zu spielen, so wär's ja jetzt Sünd' und Schade, den Wein von andern trinken zu lassen; überdies, wenn Elias jetzt auf fremde Kosten seinen Durst löschte, so konnte man ihn nachher bei der Mahlzeit besser in Schranken halten, wo es auf eigene Rechnung ging.

Die Tischglocke ließ sich endlich hören. Während die weiblichen Stammgäste mit jungfräulicher Zaghastigkeit die paar Stufen hinaufstiegen, zeigte sich bei den neuangekommenen Wanderern eine edle männliche Entschlossenheit. Die Suppe, sagte ein jeder, sei ihm das Liebste, aber keiner ließ etwas von dem unberührt, was nachfolgte. Frau Röhrlein war indes nicht auf den Kopf gefallen und sah das voraus, darum waren Rindfleisch, Stangenbohnen und Schweinernes in mächtigen Massen vorhanden, damit man nachher, wenn die paar Hähnlein anrückten, gestehen müßte, man bringe nichts mehr den Hals hinunter. Es war also nur wohlmeinend von Rosinen, daß sie ihren Ehemahl verhinderte, zu viel der saftigen Bohnen zu versorgen, damit er nachher das Hahnenbeinchen und die Obsttorte noch mit Verstand genießen könne. Beim Dessert durfte er weder Mandeln noch Weinbeeren, noch halbversteinerte Zuckerbrötchen vorübergehen lassen. „Nimm zwei oder drei in die Tasche,“ sagte Rosine, „wir füttern draußen die Entchen, es sind gar zu herzige Tierchen.“ Elias tat nach dem Willen der Frau, doch auch den Freunden trug er Rechnung, und wenn sie ihm einschenkten, so tat er gerne Bescheid. Seine fröhliche Stimmung, seine Glückseligkeit wuchs von Minute zu Minute.

Die Freunde redeten davon, wieder einmal, wie in jungen Jahren, Kegel zu schieben; Elias freute sich unbändig auf den Genuss. Er schaute fragend seine Frau an; diese gewährte es, weil sie dachte, man vergesse darüber das Trinken; doch zuvor verlangte sie von ihrem Ehemann die eingesteckten Zuckerbrötchen heraus, es sei ihr erst eingefallen, man könne sie ihrer Härte wegen den Entchen doch nicht geben, es möchte eines der guten Geschöpfchen ersticken und das wäre jammerschade. Neberhaupt nahm sie, weil das Kegelschieben in Hemdärmeln geschehen sollte, des Mannes Rock auf ihr Zimmer.

Es wurde also von den Herren gekiegelt, während die Frauen zwischen Salatköpfen und Zwiebelrohr promenierten.

Beim Tischabräumen sagte Wälderliest zu Frau Röhrlein: „Die Ewigmeierin hat wieder die Zahntöchter aufgebraucht bis auf den letzten.“

„Läß sie nur,“ erwiderte die Wirtin, „dies Jahr wird ihr kein Batzen geschenkt. Lieber wollt' ich im hintern Erdäpfelacker, ja im ganzen Gemeindebann die Engerlinge zählen, als daß die Ewigmeierin ungestraft abreist.“

Das Kegeln, so viel Schwitzen und Keuchen es auch verursachte, ging unter schallendem Gelächter vor sich. Die Hauptfreude, namentlich für die umstehenden Landleute, bestand darin, daß der Kanzleirat Cyprian nicht anders konnte, er rannte immer, mit der Kugel in der Hand, die halbe Bahn entlang, und daß er nie klagte daraus wurde, ob die Kugel nicht von der Hand oder die Hand nicht von der Kugel los wolle. Als er dann einmal beim Rückwärtsretirieren den arglosen Elias kräftig auf seinen Zeugschuh trat, da fuhr's diesem trotz seiner harmlosen Weltanschauung wie ein siediger Tropfen durchs Rückenmark und er ließ einen Schrei, daß alle Umstehenden erschrocken zusammenfuhren. Während Cyprian sich entschuldigte und tausendmal um Verzeihung bat, schlenderte er mit der rechten Hand die geneigte Kugel wider Knopsens Magengegend, daß nicht allein dessen helle Beinkleider und Weste einen recht unflätigen tellergroßen Fleck erhielten, sondern daß dem guten Freund Hören und Sehen verging und er am helllichten Tag das Firmament zu erblicken meinte. Knops schrie nicht, denn er kam ohnedies kaum zu Atem, sein Mund zog sich in die Breite, anzusehen wie ein Briefeinwurf, und seine Augenbrauen stellten sich häuptlings, daß vor Schreck der Hofhund zu heulen begann.

Das Spiel hatte somit sein Ende erreicht; Elias hinkte hinauf zu seiner Frau. Knops, der nun lieber keine Bohnen gegessen hätte, suchte unter Mithilfe Cyprians seine Kleider zu säubern, Hinkeldei erklärte mit großer Umsicht, wenn das eine nicht passiert wäre, so wäre das andere nicht arriviert.

Droben im Zimmer hieß Frau Rosine ihren Mann den Rock wieder anziehen. Seinen Klagen über die höllischen Schmerzen am Hühnerauge und über die böse Heimreise, die es nun absetzen werde, kam sie mit der kühnen Zurechtweisung entgegen, es geschehe ihm vollkommen recht, er habe es ja so haben wollen; er meine immer, er sei noch ein Zwanziger, er solle nun zusehen, wie er heimkomme.

Als er kleinmütig den Rock anzog und mit Schrecken bemerkte, daß die Taschen zum Bersten vollgepfropft waren, da instruierte sie ihn, er solle nur alles lassen, wie es gepackt sei, das Schnupftuch müsse er so wie so in der Hand tragen; die paar Äpfel, die sie ihm in die Taschen gesteckt, solle er daheim gut im Keller versorgen, es seien elf, aber jetzt noch nicht genießbar, sondern erst um Martini herum. Ohne seines Seufzens zu achten, schob sie ihm noch ein Bäckchen unter den Arm, das sich so ganz bequem tragen lasse, es werde vielleicht auch einer seiner Freunde mit ihm abwechseln. Vollgepackt wie ein Klosteresel ging er mit der Teuersten wieder hinunter zum Kaffee, denn da hatte er noch eine Hauptaufgabe zu lösen, und die bestand in einer diplomatischen Antwort, die ihm die kluge Frau auf der Treppe noch eingeschärft hatte.

Es war nämlich gar bald ein Anlaß gefunden, das Gespräch auf Bleistifte zu bringen. Seiner Instruktion gemäß äußerte sich nun Elias mit Kindesunschuld: „Ah, Madame Lazarus, da fällt mir gerade ein, daß ich kürzlich einen schlechten Tausch gemacht, und Ihr Herr Gemahl, der Siegrist, war im Vorteil. Beim Begräbnis vom Spitzenhauptmann selig, da ließ ich am Urnentischchen meinen Bleistift liegen und nahm dafür so ein Stümplein mit, eins von den Schwarzen.“

Politisch fuhr ihm Rosine in die Rede: „Mußt du jetzt solche Bagatellen zur Sprache bringen, du Geiz! Es ist auch der Rede wert.“

Damit war die Sache erledigt. Lächelnd triumphierte Frau Ewigmeier an diesem Abend über all' ihre Freundinnen; Elias schleppte sich und seine Last halb lachend, halb weinend nach der fernen Stadt.

III.

In Gänswyl kehrte der alte idyllische Geist schwesterlicher Verträlllichkeit wieder ein, sobald die Stadtherren mit ihren derben Reden, lustigen Späßen und ihrem hemdärmeligen Getriebe wieder verschwunden waren. Rosine fühlte sich glänzend rehabilitiert, Frau Lazarus brütete Rache, die andern Frauen nahmen alle beide Parteien an; ihnen war's schon recht, wenn nur irgend etwas ging, was man auf dem Bänklein verhandeln konnte.

Es blieb nicht aus; doch der neue Reiz für die Gänswyler Gesellschaft kam von ganz ungeahnter Seite. Rosine wurde durch eine un-

erwartete Erscheinung gänzlich in den Schatten gestellt. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit teilte Frau Röhrlein sämtlichen Gästen mit, daß eine unbekannte Dame von der Stadt her telegraphisch um ein Zimmer angefragt und daß man ihr sofort eins zugesagt habe; Frau von Ehrenthal sei ihr Name.

Wie die törichten Jungfrauen, als sie kein Del mehr im Lämplein hatten, so sahen die Gänswyler Patronatsfrauen einander an, als sie diese Worte hörten. Man hatte nun den Tag über genug zu tun, die Garderobe zu mustern, die Coiffure zu erneuern und dazwischen ein wenig Geographie zu studieren.

Die Dämmerung war schon mit Macht hereingebrochen, als in städtischem Mietwagen die Dame erschien, die nun für lange Zeit alles Interesse auf sich ziehen sollte. Sie ließ sich sofort auf ihr Zimmer führen; Meister Röhrlein trug ihr eigenhändig das Gepäck nach; dann befahl sie noch ein halbes Poulet mit einer Flasche Rotwein und wünschte baldige Ruhe.

Drunter erfuhr man vom Droschkenfutscher, daß er die Fremde in einem der nobelsten Gasthöfe habe abholen müssen, und daß sie deutsch rede wie die Leute vom Theater. Auch dadurch wurde man nicht viel aufgeklärt, als Röhrlein mit dem Fremdenbuch herunterkam und der Versammlung zeigte, wie der neue Guest sich als „Frau von Vorikoff“ eingeschrieben. Also ein anderer Name, als das Telegramm gezeigt hatte? Das war schon vornehm! Man werde nun studieren müssen, erklärte der Wirt, wie man dem Guest Ehre erweise.

„Vor allem,“ belehrte ihn die Wirtin, „zeigst du dich nie mehr anders als im Wams, und morgen ziehst du ein frisches Hemd an, und daß du dich nie mit der Pfeife blicken lässest, und dein wüstes Reden und Fluchen stecke auf, und laß das Nasstuch nicht auf der Ofenbank liegen und lies das Blättlein nicht, ehe es die Gäste gelesen haben, und laß das Lied im Frieden und scharre die Schuhe sauber ab, ehe du in die Stube kommst, und den Leo mit seinem Ungeziefer laß an der Kette, und im Hausgang laß das malefizische Pfeifen bleiben.“

Röhrlein war schon lange draußen, als die Predigt zu Ende ging; jetzt sprachen die Frauen unter sich ihre Vermutungen aus. Nach der Aussage der Wirtin war die Dame etwa dreißig Jahre als, sehr schön und fein und mit der größten kostbarkeit gekleidet. Sie habe sich im Gasthause ganz scheu umgesehen, als habe sie noch niemals in einem so geringen Dorfe logiert; sie habe auch gefragt, wer sich hier aufhalte und wer am meisten ab- und zureise; sonst bewege sie sich sicher wie eine Königin.

Nun hatte man's heraus. Es war bald nicht eine unter den Frauen, die nicht der Ueberzeugung lebte, daß die Vorhoff unter angenommenem Namen etwas ganz Hochstehendes, etwas Prinzessinnenhaftes oder wenigstens Durchlauchtiges oder doch Adeliges sein müsse. Das sei ja sehr oft der Fall, wurde man einig, daß unglückliche oder geheime Ehen gerade in diesen Kreisen zu Namensverleugnungen und einsamem Aufenthalte nötigten; Geschichten gäbe es zu Dutzenden, gerade auf der Bürgerbibliothek, wo derartige Stücklein ausgebracht würden. Also war man über die Hauptfache im Reinen; das Uebrige wollten die Frauen morgen leicht herausbringen, wenn man nur einmal das Wunderkind zu Gesicht bekomme. Mit ganz anderem Behagen als sonst und mit vielsagenden Blicken als sonst trennte sich die Gesellschaft, stolz und selig, mit einer „von Geblüt“ unter einem Dache schlafen zu können.

Als das Haus in tiefster Stille lag und alle meinten, alle schliefen, da erhob sich die Klügste unter den Klugen aus dem Lehnsessel, wo sie ganz provisorisch geschlummert, und ging mit halbverdecktem Lichte leise, leise vor die Türe der Geheimnisvollen. Allda standen zwei Frauenzimmerstiefelchen, und diesen galt die Visite. Rosine beschaut die Dinger aufs genaueste und ging dann wieder von wannen sie gekommen war.

Am Morgen wollte jede beim Frühstück die erste sein, denn man rechnete ganz gewiß darauf, die Fremde werde eben auch am Tische Platz nehmen und beim Streichen der Honigschnitten könne man prächtig hinter ihre Geheimnisse kommen.

Es ging anders; sie ließ sich das Frühstück aufs Zimmer bringen. Wälderliest, mit weißer Schürze angetan, mußte auf dem nettesten Brettchen, das im Hause war, den Kaffee mit Zubehörde hinauftragen. Als sie wieder herunterkam und ausgeforscht wurde, da konnte man aus der Sache erst nicht klug werden. Liesi, das dumme Dorffind, wollte gar nichts besonders Prinzessinnenhaftes bemerkt haben; die Dame liege noch im Bette, sie sei auch nicht so gruselig schön; Kleider, Wäsche und alles Mögliche liege in der Stube herum, daß es bei einem ledigen Mannsbild nicht ärger aussehen könne.

Ueber diesen Neuigkeiten vergaß man alles andere. Nach einer wohlverplauderten Stunde machte sich Frau Röhrlein selbst auf den Weg, um beim neuen Gaste das Service herunterzuholen und nach weiteren Befehlen zu fragen; man mußte doch auch wissen, wie man sich für den Mittagstisch zu rüsten habe. Vorbereitet durch des Dienstmädchen Melbung, ließ die umsichtige Wirtin ihre Blicke wie ein Sperber herumschweifen, während drunten die Frauen fast einstimmig der Ansicht huldigten, gerade die Unordnung zeuge dafür, daß die Dame etwas ganz Vornehmes

sei, denn derartige Leute seien sonst gewohnt, Bediente und Kammermädchen zu haben für jede Kleinigkeit und sie wüßten gar nicht, wie man die Kleider auf die Stuhllehne lege; nur Frau Lazarus, aus Opposition gegen Rosine, äußerte die Ansicht, es könne die Dame vielleicht auch eine von denen sein, die allerdings mit vornehmern Kreisen auch in Berührung kommen, wenigstens mit Herren — man wisse ja.

Das war genug, um die Ewigmeierin zur unbedingten Schutzpatronin der Unbekannten zu machen; sie belehrte auch ihre Freundin in ziemlich gereiztem Tone, daß es sich für die Gattin eines Kirchenbediensteten, wenn er auch hunderttausendmal geringer sei als der Pfarrer, nicht schicke, so lieblos zu urteilen; übrigens seien gerade die Damen der höchsten Gesellschaft oft recht zu bemitleiden; und sie, Frau Rosine Ewigmeier, geborene Mulibus, werde der Unbekannten gerne jeden Gefallen tun, den sie nur ersinnen könne, sie habe gestern Abend zufällig die bronzefarbenen Stiefelchen der Dame vor der Zimmertüre gesehen, und schon aus diesen Stiefelchen habe man merken können, daß sie etwas ganz Vornehmes sei; wer aber ein böses Maul habe, der habe eins.

Frau Röhrlein erschien wieder mit dem Käseebrett. Es war vor allem auffällig, daß das Honigtöpfchen schier geleert und die Butter auf äußerst meisterlose Weise angeschnitten war. Madame Lazarus hatte ihre Freude daran. Frau Rosine wußte sich das nicht recht zu erklären; die andern Frauen schüttelten den Kopf. Die Wirtin erzählte des weiteren, daß Liesi allerdings recht berichtet; die Unordnung droben sei eine grenzenlose, aber reich müsse die Unbekannte jedenfalls sein, denn Schmucksachen, die kostbarsten lägen herum, wie die Böhnlein im Kinderspiel; es sei auch ein vornehmer Geruch in der Stube. Die Fremde werde übrigens am allgemeinen Mittagstisch teilnehmen.

Als die Zeit zur Tafel herangerückt war und man sich alseitig darauf vorbereitet, da war man wieder so ziemlich einig geworden, daß wenn die Dame auch eine von jenen Damen sei, so sei sie doch eine vornehme Dame und man müsse ihr alle Ehre antun.

Endlich trat sie herein. Man grüßte lächelnd; sie tat dasselbe. Sie schien aber ganz anders als gestern, eher etwas älter; man hatte sie auch gestern beim schnellen vorüberhuschen entschieden für blond gehalten, jetzt sah man erst, daß sie ziemlich dunkelbraun, fast schwarz war. Das Gesicht war äußerst interessant und immer noch schön, die Kleidung großstädtisch, nobel, teuer.

Beim Essen war weiter nichts auffallend, als daß die Fremde den Wein wie Wasser trank und nicht so gar ängstlich im Zugreifen war. Deutsch sprach sie ganz fremdländisch. Die Hände waren fein und zeigten

keine Spur von Arbeit; Ringe trug sie mehrere, einen Chering nicht darunter. Daran, daß sie sich über die ungesalzene Butter verwunderte, sah man, daß sie noch nie in dieser Gegend gewesen. Gleich nach Tische verlangte sie die neuesten Zeitungen. Die gestrige war die neueste. Als die Dame von diesem Dorfblatte nichts wissen wollte und ebenso wenig von einigen zerlesenen illustrierten Zeitschriften und Kalendern, da schickte man ins Pfarrhaus um Hülfe. Es kam „Der christliche Wandrer“. Auch der genügte nicht. Die Dame verlangte, daß man unverzüglich auf dem Postamt ein größeres Blatt abonniere. Dursli, der citiert wurde, fragte kluger Weise, auf welchen Namen er das Abonnement melden solle. Die Unbekannte erklärte, daß sie gerne hier unbelästigt und ungestört sein möchte, man solle daher ihr Abonnement auf „Fräulein von Mosheim“ eintragen; so heiße eine Cousine, die wahrscheinlich nächstens ebenfalls hier eintreffen werde.

Als Gädursli sich entfernt hatte und sich die Fremde plötzlich als Mittelpunkt des Interesses erkannte, da erzählte sie freimütig ein gut Teil ihrer seltsamen Geschichte; die Edle von Lorikoff, geborne von Ehrenthal, hatte ihre Güter in Lithauen; sie lebte mit ihrem Gemahl in kinderloser Ehe, viel in der Welt herumreisend, alle See- und Gebirgsbäder besuchend, weil der Herr Gemahl kostbaren Passionen nachging, Wettrennen und anderem Sport. Sie dagegen, die Gemahlin, war des Treibens müde und sehnte sich nach Häuslichkeit; es gab heftige Szenen. Er reiste fortan allein; sie suchte sich einen stillen Erdenwinkel; es wurde ihr übel gedeutet; ein leidenschaftlicher Briefwechsel brachte nicht nur das Ehepaar, sondern auch die beiden Familien gänzlich auseinander. Der stolze Papa nannte den Schwiegersohn einen Parvenu. Er versah seine Tochter in recht offenkundiger Weise, damit sie sich auf eigene Rechnung des Lebens freuen könne; sie aber — wie sie errötend gestand — ziehe es vor, den größten Teil ihrer Einkünfte nicht zu verwenden, sondern sich mit monatlich ein paar hundert Thatern zu begnügen.

Die überraschende Offenherzigkeit und die fließende fremdklingende Sprache der Erzählerin, dann auch die paar hundert Thaler monatlich übten einen gewaltigen Reiz auf die Zuhörenden; nun mußte es ja begreiflich scheinen, daß die arme Dame keinen Chering tragen möchte, und daß sie ihren Aufenthalt gerne geheim hielt. Dafür drängten sich wieder andere Fragen auf, die sofort verhandelt wurden, als sie hinauf eilte, um ein Buch zu holen. Sollte so eine vornehme Frau nicht eine Dienerin, ein Kammermädchen mit sich führen? Wie war sie gerade nach Gänswyl, diesem von aller Welt abgelegenen Erdenwinkel gekommen?

IV.

Als Gäusursli im Postbureau die Zeitung bestellt hatte, da saß hier zufällig hinter dem Branntweinglas, denn das Bureau war zugleich eine Pinte, ein Mann, den man weit herum den Doktor nannte. Es war in jeder Hinsicht ein abschreckender Mensch, groß und stark, das Gesicht aufgedunsen, von liederlichem Lebenswandel zeugend; die Augen klein, unstädt, voll sinnlicher Gemeinheit, frech und falsch zugleich; Herrenhäuser war sein Name.

Er wollte politischer Flüchtling sein, doch munkelte man Land auf und ab, daß er nicht etwa politischer Überzeugung wegen Deutschland meiden müsse, sondern daß er es überhaupt für politisch halte, gewisse Territorien und Gerichtsbezirke zeitlebens nicht mehr zu betreten. Der Doktor zählte sich zu den Litteraten, wie sich der Schermauer zu den Jägern zählen kann: er half den Bauern in Händeln, die kein ehrlicher Mensch mehr anrühren möchte. Er war der Sache nie fremd, wenn irgend ein schmutziger Sudelartikel für ein Winkelblättchen zu fabrizieren war. Er half sich auf geheimnisvolle Weise durch, kümmerte sich wenig um Glauben und Gläubiger und sah es nicht ungern, wenn man ihn für seine zweideutigen Leistungen und Gefälligkeiten mit Speise und Trank und mit dem Doktorstitel traktierte.

Diesem Ehrenmann war es aufgefallen, daß eine im Gänswylerbade logierende landesfremde Dame auf eine Zeitung abonniere, die man hier kaum dem Namen nach kannte; da war was zu spionieren, und es mußte mit bösen Dingen zugehen, wenn nicht ein Geschäftchen dabei herauschaute. Uneschickt war es nur, daß ihm Frau Röhrlein mit des Knechtes Fäusten und mit Leos Fangzähnen gedroht hatte, wenn er sich noch einmal im Gasthause blicken lasse; das kam daher, weil er ihren Mann in schlechtes Ansehen gebracht, eine Anzahl Branntweingläser nicht bezahlt und zum Danke die Wirtin selbst als eine Dorfhexe verschrien hatte. Aber der Doktor hatte keine zarten Nerven; er nahm sich vor, das Aergste zu wagen, um die Fremde zu Gesichte zu bekommen. Und das gelang ihm nur zu gut.

Eines Tages stand Herrenhäuser auch unter den müßigen Zuschauern, die sich jeweilen einfanden, wenn das Postlein vor dem Posthalterhaus seinen kurzen Halt machte; diesmal war auch, was sonst nicht der Fall, Frau Ewigmeierin unter den Neugierigen.

Mit durchdringenden Blicken schaute sie in den Wagen hinein, ob nicht etwa ein Bekannter drinnen sitze, denn, wie sie halblaut sagte, sie hätte in der Stadt etwas zu besorgen, was sehr pressiere. Dem Doktor

entschlüpfte das Wort, wenn er es besorgen könne, es würde ihm Vergnügen machen, er müsse so wie so nächstens hinein.

Die Post wollte fort, Rosine blieb in Unterhandlung mit dem Agenten. Erst hielt sie das Misstrauen gegen dessen konfisierte Physiognomie und seinen übeln Ruf zurück, aber die Hoffnung, ohne Spesen zu ihrem Ziele zu gelangen, war doch mächtiger, und so packte sie, als beide unter vier Augen waren, ein niedliches Etuis aus der Tasche, das Brosche und Ohrringe enthielt; sie teilte dem gespannt Lauschenden unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß sie diese Preciosen als Faustpfand gegen ein Darlehen erhalten habe, daß aber die Besitzerin durchaus nicht genannt werden dürfe; sie jedoch, Frau Ewigmeier, möchte eben doch wissen, ob die Dinge wirklich Geldwert hätten.

Der Doktor erriet augenblicklich den Zusammenhang; er war zu allem entschlossen. Um so weniger war Frau Rosine so voreilig, dem Menschen mir nichts dir nichts die kostbarkeiten anzuvertrauen, nicht, wie sie rührend naiv sagte, weil sie etwelches Misstrauen in den Doktor seze, sondern weil die Schmucksachen einstweilen doch fremdes Eigentum seien, mit dem man nicht gewissenhaft genug umgehen könne. Der Agent erriet den Grund von seiner Gönnerin Bögern sofort und offerierte ihr die Uhr und einen schweren Siegelring zum Gegenpfand. Man wurde handelseinig; Frau Rosine begnügte sich mit dem Ring, den der Doktor im letzten Kriege von einem sterbenden Offiziere erhalten hatte. Er nahm das Etuis in Empfang und versprach, morgen um die gleiche Zeit aus der Stadt zurück zu sein. Dem nächsten vorüberziehenden Fuhrwerke wußte er einen Freiplatz abzuplaudern, und so ging's billig der Stadt zu.

(Schluß folgt.)

Über die Klausenstraße.

Am 11. Juni ist eine neue Hochgebirgsstraße ersten Ranges, deren Errstellung dem Bunde wie den beteiligten Kantonen zur Ehre und, soweit es vorauszusehen ist, auch zum Nutzen gereicht, feierlich eröffnet worden. Schon seit 40 Jahren haben sich die Glarner und Urner danach gesehnt, sich über den Klausenpaß die Hände reichen zu können, ohne dabei der Gefahr ausgesetzt zu sein, auf felsigem Steilpfad die Knie zu brechen. Die Urner hauptsächlich, um mit dem Urnerboden jenseits der Passhöhe, den sie seit mehr als 1000 Jahren mit ungefähr 1000 Stück Vieh bewirtschaften, besser in Fühlung zu bleiben, vielleicht auch, um ihren Produkten einen rascheren Abfluß nach dem Linttal hin zu sichern und damit